

Zeitschrift: Neujahrsblätter für Jung und Alt
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 14 (1903)

Nachruf: Pfarrer Jakob Müri : geb. 20. Februar 1823, gest. 16. Mai 1901
Autor: Blattner, H

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Jahres 1620 aber bewahrte nicht eigene Weisheit, sondern die Willensstärke einer bedauernswerten Frau vor einem bösen Richterspruch, wie sie der damals allgemein verbreitete Hexenwahn oft erzeugte.

Pfarrer Jakob Muri.

Geb. 20. Februar 1823, gest. 16. Mai 1901.

Auf dem Feld der Aare nach zogen leichte Morgennebel, aber bergwärts war es klar.

Ein grüner Hoffnungsschimmer, das Wunder einer warmen Nacht, glänzte über den Wäldern.

Und, horch! „Titirili — tirili!“ klang das nicht schon, wie Lerchenruf? „Tirili-li-li! — Tirili!“ Die lebendige Hoffnung flog aus dem tauglikernden Gras zum goldenen Himmel empor.

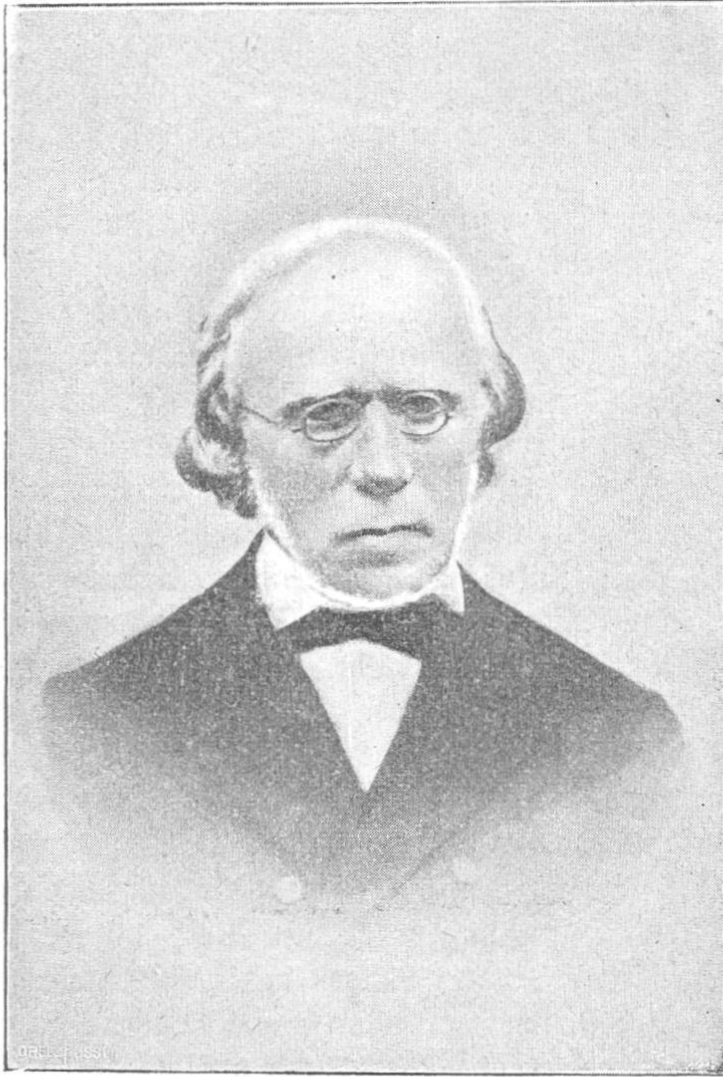
Den Amseln in den Hagen und all dem kleinen Zwitscher: volk schwellen die Herzen in der Brust vor dem hellen Antwort: jubel in den blauen Lüften und sie jubelten und jubelten um die Wette. —

Wenn der Frühling singt und klingt, erwachen auch die Menschen aus dem Winterschlaf und Einer gibt dem Andern das Lösungswort weiter: Hinaus! hinaus! — Aufs Feld zieht der Bauer und der Wanderbursch in die Weite.

Und ein Bauer und ein Wanderbursch besonderer Art ver: ließen an einem schönen Aprilmorgen des Jahres 1844 das Dorf Schinznach und wandten sich beim Kreuzbrunnen von der Brugger: straße zur Linken der Bözenegg zu. „Bözenegg?“ — Dieser bö: lich verpfuschte Name war damals noch nicht erfunden. „Vor Rohr“ hieß es dort hinten im stillen Mattental, wo das Läng: bächlein aus der Waldschlucht niederrauschte und die Hasen und die Füchse einander „gute Nacht“ sagten, aber noch mußte kein Mensch von einem Rohr durch den Berg, von des heute schon

vergebenen Namens geheimnisvoller Vorbedeutung. „Vor Rohr“ war eine Sackgasse. Wer weiter wollte, setzte seinen Stab über die Berge.

Die beiden kräftig ausschreitenden Schinznachernannen haben auch nichts zu suchen dort hinten, sie bleiben auf dem breiten Linnerweg, der zur rechten Hand gegen „die Steig“ abzweigt.



„Nicht rascher, Jakob!“ bricht jetzt der Ältere das gedankenvolle Stillschweigen, welches auf dem ungleichen Paar gelastet hat, seit der letzte Zeitwunsch in der Dorfgasse verklang, „nicht rascher! Wenn Einer fünfzehn Stunden machen will im Tag,

muß er hübscheli anfangen!“ und den obersten Knopf seines elben Kittels ausknöpfend, lüftet der Sprecher die Zipfelfappe, unter der es ihm schon ordentlich warm gemacht hat. Auf die Mahnung des bescheidenen Begleiters in Zwilch und Halblein verkürzt der lockige Jüngling im studentischen Tuchrock ehrerbietig den eilenden Schritt und die zwanzigjährige, gestiefelte Ungeduld bequemt sich willig dem Pechschuhstakt an, in dem die Bedächtigkeit eines halben Jahrhunderts einherwandert.

„Man könnte meinen, du habest es eilig, von zu Hause fortzukommen!“ klingt es jetzt, fast wie ein Vorwurf, von des Mahners Mund.

„Manchmal ist es mir, wenn ich nur fliegen könnte; aber handfehrum fällt mir der Abschied zentnerschwer aufs Herz!“ gesteht der Junge. Und wieder versinken die beiden Wanderer ins schweigende Sinnen, als lauschten sie dem stärker und stärker herübertönenden Murren. Im hohen Hag verborgen fließt der Längbach feldein, die Straße querend. Dort auf dem Brücklein, wo der Blick das jenseitige Feld gewinnt, hemmt der Alte plötzlich seinen Schritt und weit unten herauf holt er die Worte: „Behüt’ dich Gott, Jakob! Befiehl dem Herrn deine Wege und vergiß die Heimat nicht und wenn dich das Heimweh ankommt oder ein anderes Weh, so sing’ es heraus! Das ist das Beste. —“

Mit beiden Händen faßt der Jüngling die gebotene Rechte und schlägt die feuchten Augen auf und legt ein heiliges Versprechen in seine Blicke. Worte hat er nicht. Die tränenerstickte Stimme versagt ihm den Dienst. Er würgt und würgt: „Lebet wohl, Vater!“ Da hat der starke Vater die Rührung überwunden. Er löst die Hand und gegen den Wald hinüber deutend, sagt er: „Sieh’ dort, „in der Länge“ und „unter Löhr“ sind sie schon an der Arbeit, wir wollen auch ans Tagwerk denken! Es muß sein! Geh’ mit Gott, Jakob, und auf Wiedersehn!“ —

Wie im Traume sieht der Sohn den Vater sich wenden und den Weg, den sie zu Zweit so gesahlich hergekommen, nun allein und rasch, o so rasch, zurückwandern. Einmal noch schaut er zurück und winkt: „Geh’, Jakob! Geh’!“ Nun ist er verschwunden. — Auf dem Brücklein, unverwandt, steht der Jüngling. Die

grüne Mütze mit dem schwarzen Lederschirm vor dem Gesicht, als wäre er in der Kirche an seinen Platz getreten, ringt er nach der Kraft, sich entschlossen von der Heimat abzuwenden.

Er ringt nicht vergebens.

Noch hat der Vater, der Salzhäufschulmeister, die Schulstube nicht erreicht, so ist schon sein Sohn — auf dem besten Wege, ein Hallenserstudent zu werden. An der Walke vorbei singt er: Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Und hallend, wie Kirchenwölbungen, werfen die hohen Tannen den Schall zurück: Wohl den Meister will ich loben, so lang noch meine Stimm erschallt!

Zwei Geißbuben — sie schwänzen die Schule und braten gestohlenen Speck — flüchten erschrocken waldein, während ihre nach Knospen lüsternen Pflägersöhne, die Ziegen, sich den Frevel nicht so leicht verzeihen lassen; kaum daß eine die Ohren reckt nach dem jungen, von Wurzel zu Wurzel springenden Wanderer, dessen Lied verstummt ist beim steilen Anstieg auf kotigem Waldweg. Mache der laut oder leise, der tut doch keinem Tierlein kein Leid! —

Tiefenst erwidert seine Seele den letzten Gruß der Heimat. Erglühend im Jugendfeuer, gelobt der Scheidende: „Ich kehre wieder!“ Gedankenfluten stürmen auf ihn ein und erheben ihn über Leid und Lust der Stunde und tragen ihn in das weite Land der Zukunft: O, er will nicht bloß ein Diener am Wort, ein predigender Mahner werden. Zum starken Helfer fühlt er sich berufen, der dem Taugenichts die Hand faßt mit festem Griff und ihn emporreißt aus dem dumpfen Elend des jammernden Bettlerbehagens, ihm ein selbstloser, unermüdlicher Führer ist durch Schule und Kirche zum bewußten Glück des arbeitenden und betenden Bürgers und Christen. —

Die Bäume sind geschlagen, welche den Pfad des Studenten beschatteten, behütet vor Ziegenfraß ist ein neuer Wald aufgewachsen. Die Tuchwalke steht längst nicht mehr. Der Pfiff der Lokomotive stört die grüne Einsamkeit und doch in allen Zweigen rauscht die Erinnerung. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“

An einem trüben Maitag des Jahres 1901 ist der Schreiber dieser Zeilen von der frischen Gruft des Verbliebenen hinweg auf



Süß-Ausgang zur Kirche von Schinznach.

den altvertrauten Wegen gegangen und hat im Tieffsten gefühlt, daß der Sohn des Bauernschulmeisters redlich gehalten hat, was

er seinem Vater und sich selber vor Zeiten versprochen. 57 Jahre lang ist er Tag für Tag dem Glauben seiner Jugend treu geblieben.

Arbeitsam nach ächter Bauernart, ist er mit hellem Verstand und tiefem Gemüt an die Aufgaben des Lebens herangetreten, die für ihn nie keine Rätsel waren. Gottvertrauen und Pflichtgefühl halfen ihm alle Dämonen überwinden und wiesen seinem schlichten Wesen und Wünschen den Weg in des Vaters Fußstapfen: Ein Lehrer ist er geworden, ein Lehrer von Gottes Gnaden.

Darum stehen auch zwei Schinznachergenerationen unter dem Banne seiner Persönlichkeit. Zumeist die Starken, welche sich seinem Einfluß zu entziehen strebten.

Eigenart weckt Eigenart. Das ist der Segen jedes ausgeprägten Charakters, und Pfarrer Müri war ein scharfgeschnittener Charakter.

Aus der Stimmung seiner Jugend heraus die milden und rührenden Züge zu begreifen, war nur wenigen Nahestehenden möglich. An seinen Ecken haben sich alle gestoßen, welche ihm gegenüber je eine eigene Meinung vertraten. So ist denn das oft gehörte Urteil, Pfarrer Müri sei ein allzustrenger, ein harter Mann gewesen, begreiflich, aber es ist nicht gerecht. —

Vielen dankerfüllten Schülern wäre es eine Freude, für ihn Zeugnis abzulegen. Es bedarf ihrer nicht. Seine Werke folgen ihm nach und loben ihn in alle Zukunft. Das ist das einzige Lob, das nach dieses Mannes Sinne ist.

Sein schlichter Lebensgang aber, der nun hier erzählt sein soll, beweist, daß ein großes Streben und Wirken auch im kleinen Kreise möglich ist und daß sich selbst genug zu tun ein hohes und beglückendes menschliches Ziel bleibt, weil es unabhängig macht von äußeren Ehren und Ansehnungen.

Unter dem Schatten des Kirchturms zu Schinznach hat Jakob Müri das Licht der Welt erblickt; fast neun Zehntel seines Lebens gelebt und sein Grab gefunden.

Auf der Nordseite, über der Straße, steht sein Vaterhaus; vor der südlichen Kirchentür, durch die er ein halbes Jahrhun-

bert lang aus- und eingegangen, ist er bestattet und gegen Abend, nicht weit ab, liegt das Pfarrhaus.

Einfach, wie sein Schauplatz, sind auch die Schicksale dieses Lebens. Der zweite Sproß einer mit fünf Kindern gesegneten Lehrerfamilie, zeichnete sich der körperlich schwächliche Knabe schon früh aus durch einen starken Geist, der nach Ausbildung dürstete. Der Vater, ein für seinen Beruf begeisterter Lehrer, und die Mutter, eine Amster — wie viele Männer dieses Namens sind über die enge Dorfheimat hinausgekommen! — da konnte der Entschluß nicht schwer fallen, den lernbegierigen Jüngling höhere Schulen besuchen zu lassen. Oder sind diesem Vorhaben wirtschaftliche Bedenken anfänglich doch im Wege gestanden? — Fast scheint es so: Jakob Müri war 15 Jahre alt, als er im Frühjahr 1838 in die zweite Klasse der Lenzburger Bezirksschule eintrat. Seinem eisernen Fleiße gelang es in der Folge, noch einen Jahreskurs zu überspringen. 1841 bestand er die Prüfung in die zweite Klasse des Gymnasiums zu Aarau und wurde ein Schüler Rauchensteins, dessen Einfluß, ihm bewußt oder unbewußt, für sein ganzes späteres Leben bestimmend gewesen ist.

Nimm die Neujahrsblätter 1900 zur Hand, lieber Leser, und lies dort, was uns aus dankbarer Erinnerung ein bewährter Schulmann von den menschlichen und fachlichen Idealen des alten Rudolf Rauchenstein sagt. Das alles trifft, fast Wort für Wort, auch für unsern Jakob Müri zu. Auch er verkündete zeit- lebens begeistert die anregende Kraft der klassischen Bildung; auch er wollte als Lehrer nicht Wissenschaft eintrichtern, sondern Männer erziehen; auch ihm galt als erste Tugend in der Schule und im Leben die ehrliche Gründlichkeit.

Man kann die Vorzüge der alten Philologie dankbar anerkennen und vor der Gründlichkeit alle Hochachtung haben und doch bedauern, daß der Student Müri vor lauter Latein und Griechisch und Gründlichkeit nicht Zeit und nicht Lust hatte, den Propheten einer werdenden Wissenschaft zu lauschen. Was wäre dieser unermüdlche, gewissenhafte Arbeiter mit seiner engen Fühlung mit dem Volk, mit seinem methodischen Rüstzeug, mit seinem Gemüt für ein deutscher Philologe geworden!

Gerade wer den alten Sprachen ihren Platz im Lehrplan gewahrt wissen will, ist berechtigt, diese Frage zu erheben.

Auf der Mittelschulstufe darf kein Fach das andere ersticken, und sei es noch so ehrwürdig, oder gar gewinnbringend.

Die Schätzung der menschlichen Fähigkeiten wechselt im Laufe der Zeiten. Jeder Mensch und jedes Volk hat das noch erfahren. Darum soll die Schule alle Kräfte gleichzeitig wecken und dem innern Beruf und den Umständen das entscheidende Wort lassen. Wer je Zeuge war, wie der ernste, würdevolle Herr Pfarrer aus sich herausgehen konnte, wenn auf die liederfrohen Wanderungen seiner Studentenjahre die Rede kam, der weiß, daß die klassisch-theologische Einseitigkeit nicht der Person zur Last fällt, daß sie ein Fehler der Erziehung war. Gegen das damalige System hat eben die Natur des stärksten Mannes den Kürzern gezogen.

Unserer Volkskunde, der Wissenschaft, ist an Jakob Müri eine Kraft ersten Ranges verloren gegangen. Leider! —

„Gottlob!“ sagen die Armen seiner Gemeinde, seines Bezirks, sagen dankbare Schüler aller Enden und preisen die Fügung des Schicksals. Dieses urchigen Schinznachers Sorge hat doch seinem Volke gegolten. Auf dem Gebiete des Armenwesens ist er, kraft seines systematischen Denkens, ein Bahnbrecher geworden.

Und, was noch mit der Beschränkung versöhnt: er selber hat ihren Segen erfahren.

Im heimatischen Pfarrhaus ist ihm mit seiner Gattin Luisa, geborne Baer, ein Familienglück aufgeblüht, wie es nur wenigen beschieden ist, verschont von Reif und Schlossen. Selbst das volkstümliche Sprichwort von den Pfarrerssöhnen ist an diesem Blute zu Schanden geworden.

Doch, der Sprung vom Kantonschüler zum Familienvater ist auch gar zu groß. Im Leben geht alles schrittweise. Das ist um so weniger außer acht zu lassen, als Pfarrer Müri auch nicht pressiert hat mit der Gründung eines Hausstandes; bis zum 37. Jahr hat er gewartet. Aus der Zwischenzeit ist doch einiges von Bedeutung noch nachzutragen.

Das Theologiestudium, dem sich der Jüngling nach wohl bestandener Maturität im Frühjahr 1844 zuwandte, entsprach ebenso sehr dem Geist der Erziehung, als dem eigenen tiefreligiösen Sinn und dem Wunsche der Eltern.

Auf dem Weg nach der deutschen Universität, in einem Lebensaugenblick, der auf ihn selber einen unauslöschlichen Eindruck machte, ist Pfarrer Müri dem Leser vorhin unter die Augen getreten, weisevoll und von hohem, sittlichem Ernst befeelt. Die Rührung des Abschieds mochte fast zu stark betont scheinen.

Doch versehen wir uns um 60 Jahre zurück und wandern wir mit dem angehenden Studenten nach der Saale hellem Strande!

Wir können uns kaum mehr vorstellen, was das für ein Ereignis war, wenn Einer von Schinznach nach Halle verreiste. Niederländisch Indien scheint uns nicht entfernter, als unsern Großvätern die sächsischen Lande. Der rüstigste Fußgänger, der täglich seine zehn bis fünfzehn Stunden machte, war bis dorthin drei volle Wochen unterwegs. „Um die Welt in achtzig Tagen!“ Der Gedanke hätte damals noch als Wahnwitz gegolten. — Was Wunder, wenn die Erinnerung an das große Ereignis der Studentenfahrt zeitlebens vorhielt! Und Pfarrer Müri hat die Wanderlust ausgekostet, wie nur je Einer. So ernst er war, ein Duckmäuser war er nie. Als Einundzwanzigjähriger hat auch er das wonnenvolle Bekenntnis auf den Lippen und im Herzen gehabt: „'s gibt kein schöner Leben, als 's Studentenleben!“ Der Noheit wich er aus, der Poesie hat er sich mit ganzer Seele hingegeben.

Wie wurde sie lebendig aus seinen Erzählungen, die alte, schöne Zeit, die wir Junge haben sterben lassen. Wohl singen wir noch: „Frisch auf drum, frisch auf drum im hellen Sonnenstrahl — wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal!“; aber wir machen das Lied selten zur Tat! Damals, da war Lied und Leben noch Eines und die Jugend so anspruchslos.

Wenn der Bruder Studio Kaff hielt am Straßenbord und des Wegs daher kam ein Postillon gefahren und blies: „Die

Röselein blühen im Tale, Solidaten ziehen ins Feld, ja Feld.
— Die Röselein blühen im Tale" — so stimmte der im Grase
Sitzende unwillkürlich ein als Echo: „Solidaten ziehen ins
Feld, ja Feld!“

Ein freundlicher Wink des Rosselenkers in allem Fahren
und Musizieren — und oben saß der Wanderbursch beim Schwager
auf dem hohen Bock und sparte Stiefelsohlen und Kräfte.

Auf den belebten Verkehrswegen, auf der Bözbergstraße,
auf der ganzen Strecke zwischen Basel und Heidelberg mochten
gute Gesellschaft und Fahrgelegenheit häufig sein. Wenn es dann
aber Main aufwärts ging und die Leute so ganz anders sprachen
und für den landfremden, bestaubten Wanderer nur mürrischen
Bescheid übrig hatten, da konnte auch ein leichtes Studentenherz
schwer werden. „Es steht ein Baum im Odenwald“, Lied weh-
mütigen Angedenkens. Und wenn aus dem Speffart des „Alplers“
Horn herübertönte, dann stimmte wohl der fahrende Schweizer
schwer beklommen an: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging
mein Trauern an“, und er fühlte, was er sang.

Und dann überzog sich der lichte Frühlingshimmel mit
grauen, schweren Wolken und das Nachtquartier in Gmünden
war so kalt und so unsauber, und erst am andern Morgen —
fegte ein kalter Wind das Tal der fränkischen Saale hinunter
und trieb dem mühseligen Wanderer den Regen ins Gesicht.
Da hieß es, ohne Sang und Klang, mit zusammengepreßten
Lippen seine sieben Stunden im Tag abverdienen.

Wo freundliche Wirtsleute den Durchnäßten und Hungrigen
in gute Pflege nahmen, so daß er andern Tags in trockenen
Kleidern und neu gestärkt an die Weiterreise denken konnte, da
ging es noch an.

Kissingen; Neustadt; Königshofen — wie schön ist die Er-
innerung an warme Öfen und an warme Herzen!

Doch es gab auch kalte Öfen und kalte Herzen. — Es kam
auch vor, daß der arme Studio nach einer langen Nacht beim
Morgengrauen schlotternd in die nassen Kleider fuhr und kaum
erwarten mochte, bis er nur fort war aus dem unfreundlichen
Loch, das ihn weniger anmutete, als Wind und Wetter. Die

Abhärtung kam anno dazumal noch von selber und sie bewährte sich auch an unserem Jakob Müri, der doch kein Riese war an Gesundheit. Trotz Halsweh und wunder Füße ließ er die Hoffnung nicht sinken und wanderte unter dem Regen durch, dem schönen Wetter entgegen, das freilich auf sich warten ließ. Erst im Werratal, in Hildburghausen, meldete es ein mit vielen Barometern geplagter Großvater im Anzug und der nächste Morgen gab dem Propheten Recht. Mit allem Zauber des mitteldeutschen Frühlings empfing der Thüringerwald den jungen Schweizerstudenten. Dem wurde drob im Nu wieder jung und frisch der Mut und federleicht das Gepäck. Ihm war, er sei erst gestern von Hause fortgegangen. Als wanderte er auf Heimatpfaden, erfragte er die Abkürzungen, versuchte mit den Landleuten Gespräche anzuknüpfen und hob wieder an zu singen.

Und dann erst im Saalethal! — Da gibt es Ausblicke, wo sich unser Schweizer fragen muß: „Ist das die Saale dort unten?“ und versucht ist, „die Burgen stolz und kühn“ mit heimatlichen Namen zu nennen.

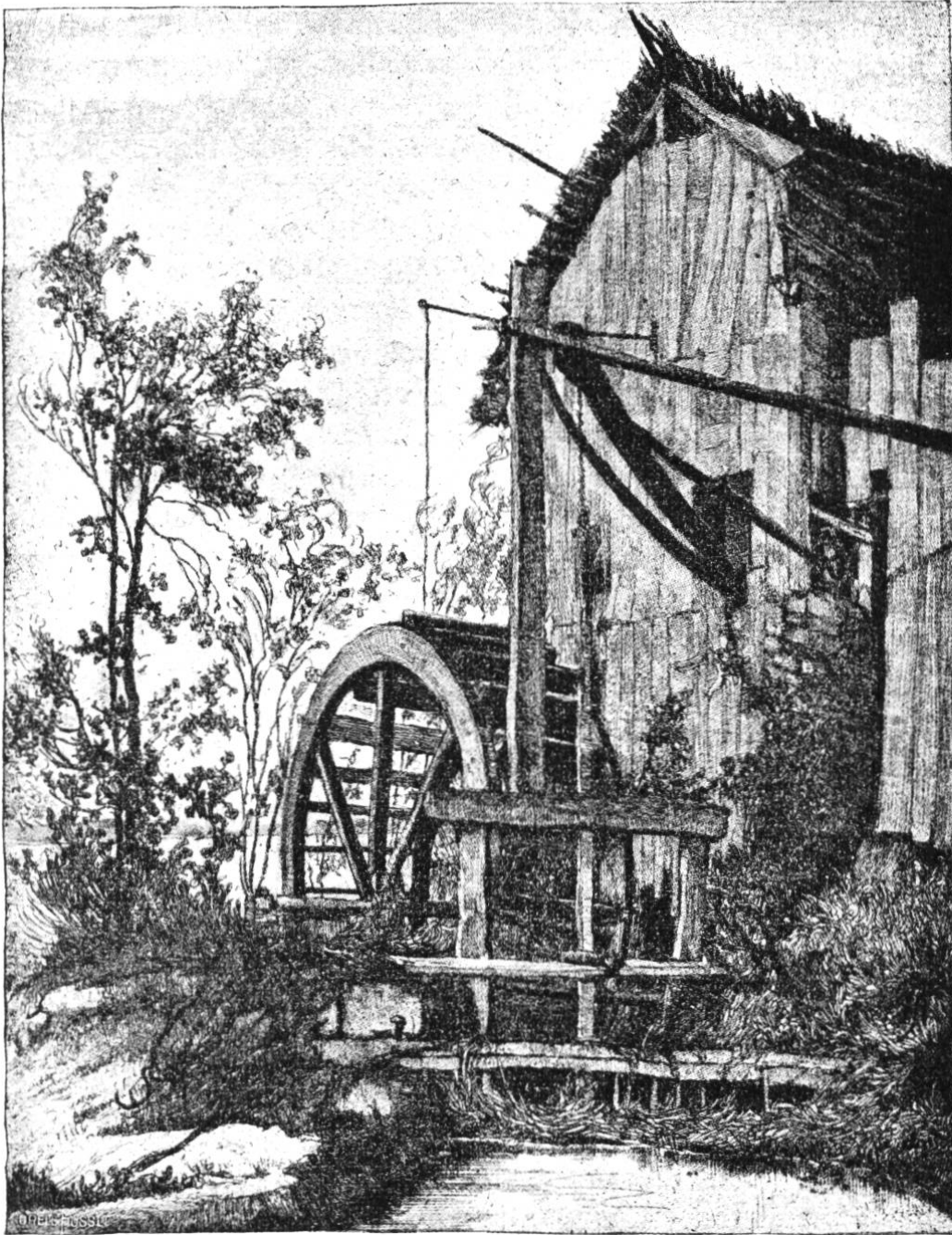
Am murmelnden Waldbach, der einer verwitterten Beilmühle zueilt, bleibt er einmal stehen und blickt bald auf das rauschende Rad in der nahen Schlucht, bald hinunter in die lachende Flußlandschaft, die zwischen den Bäumen emporstimmert. Wo hat er nur das alles schon gesehen? — Der „Walke“, der „Steig“, dem Tal zu Schinznach gleicht Haus und Halde, Wald und Weite!

So weit die deutsche Zunge flingt, findet das schlichte Lied seinen Gegenstand: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad.“ —

Vielleicht hat allerdings der Student Müri auf seiner ersten Hallereiße nicht so einsame Wege eingeschlagen. Er hat eher die große Straße dem Main nach über Schweinfurt—Hof gewählt. So viel aber ist sicher, einmal auf einem Hin- oder Rückweg ist er durch diese Gegenden gezogen und so, wie hier zu schildern versucht wurde, pflegte er zu wandern und zu singen.

Friedrich Silchers Lieder waren damals neu. An Jakob Müri haben sie einen verständnisinnigen Sänger und Verbreiter

gefunden. Sie spiegelten sein jugendliches Empfinden wieder, darum ist er ihnen auch im spätern Leben treu geblieben.



„In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“

Als Männerchordirigent übte er sie seinen Schiznachern
noch ein zu einer Zeit, als schon der pfarrherrliche Eifer we-

gen eines Liedes zur Unzeit sich über die Bürgerlust beklagen konnte.

Während des Semesters gönnte sich der Student Müri wenig Erholung. An Studienernst fehlte es so wie so nicht, und Professor Tholuck verstand zu begeistern. Um so freudiger benutzte der Jüngling die kleinern Ferien, welche eine Heimreise nicht gestatteten, zu Ausflügen nach allen Richtungen. Halles nähere und weitere Umgebung kannte Pfarrer Müri wie ein Landeskind. Bis nach Berlin, wo Freund Welte, der spätere Bundesrat, studierte, dehnte der rüstige Gänger seine Ferienwanderungen aus.

So gut ihm Halle gefiel, der emsig seiner Studien Beflissene mußte doch auch daran denken, sich noch anderswo umzusehn.

Im Sommersemester 1846 bezog er die Universität Tübingen. Da lehrte der berühmte Professor Johann Tobias Beck die Unantastbarkeit des Bibelwortes und sein ebenso berühmter Kollege Ferdinand Christian Baur die historisch-kritische Betrachtung desselben.

Es ist nicht Sache des Laien, zu entscheiden, welcher Schule der Theolog Müri angehört habe. Gewiß ist Pfarrer Müri ein strenggläubiger Christ gewesen, aber nie der Fanatiker, zu dem ihn gehässige Gegner gelegentlich stempeln wollten. Eine ehrliche Überzeugung, auch wenn sie der seinen stracks zuwider lief, hat er geachtet, sobald ihm redlich Gegenrecht gehalten wurde. Böse, furchtbar böse konnte er werden, wenn einer eine Duldung verlangte, die er selber nicht übte. Unerbittlich scharf verurteilte er die moderne Halbbildung, welche über die immerhin Jahrtausende alte biblische Autorität die Nase rümpft und dabei einem von der ernsten Forschung schon überholten wissenschaftlichen Tagesaberglauben huldigt. Da ließ sich sein gesunder Menschenverstand kein X für ein U vormachen. Er kannte seine Leute und sparte den Spott nicht. Daß es trotzdem in dieser Hinsicht eher schlimmer als besser wurde, erfüllte ihn in spätern Jahren mit Unruhe und Kummerniß. Er verstand die Zeit nicht mehr, welche solche Urteilslosigkeit großzog.

Das Sturmjahr 1848, das so viele Deutsche heimatlos

machte, führte den Schweizer endgültig in die Heimat zurück, vorerst zur Ablegung seiner aargauischen Staatsprüfung.

Welcher Art seine Studienausweise gewesen sind und welchen Eindruck der junge Mann gemacht hat, erhellt am besten daraus, daß der Kantonschulrat den neugebackenen Pfarrherrn sofort als Lehrer der Geschichte an die Kantonschule berief.

Wahres Wissen macht bescheiden. Der junge Geistliche schlug den ehrenvollen Ruf aus. Ne, sutor, ultra crepidam! zu deutsch: Schuster, bleib beim Leisten! war ihm ein goldenes Wort. Er hat es nicht vergebens allen seinen Lateinschülern eingeprägt.

Und an Gelegenheit zur sofortigen Berufstätigkeit sollte es nicht fehlen. Der Holderbanker Pfarrherr bedurfte eines Vikars. Kaum hatte aber Pfarrer Müri dieses Amt angetreten, wurde er zum Hirten der zerstreuten Herde der Reformierten im obern Freiamt, zum Prediger und zugleich Bezirkslehrer der alten Sprachen in Bremgarten ausersehen.

Nach acht Wochen schon verließ der rasch beförderte Vikar Holderbank und siedelte in seinen neuen arbeitsvollen Wirkungsbereich über, der seine Leistungsfähigkeit auf die Probe stellte, dafür aber auch an Genugtuung reich war.

Gerade aus dieser frühesten Zeit der Lehrtätigkeit erblühten ihm herzerfreuende Erfolge. Zu seinen ersten Unterweisigeren gehörte auch ein armer Leutwilerbub, auf den das machtvoll vortragene Evangelium des „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ einen tiefen Eindruck machte. Dieser arme Knabe ist unlängst als brasilianischer Apotheker gestorben, nachdem er noch die Freude erlebt hat, zu sehen, wie sein von Pfarrer Müri erzogener ältester Sohn, der Creole, als Arzt dem Schweizernamen Ehre macht.

So schwierig die Stellung in Bremgarten war, so schön kam sie dem jungen Pfarrer vor. Bald vom Vertrauen der ganzen Bevölkerung getragen, lud er sich mehr und mehr seelsorgerische Mühen auf, so viel, daß er nach anderthalb Jahren schon gezwungen war, die sonst so gut seinen Neigungen entsprechende Lehrtätigkeit an der Bezirksschule den gebieterischen Forderungen des geistlichen Amtes zu opfern.

Jakob Müri war eben einer von jenen seltenen Geistlichen, welche am Werktag mehr zu tun haben, als ein Geschäftsmann, aber dafür am Sonntag nur so viel, wie ein Pfarrer.

Jedes, auch das geringste seiner Pfarrkinder, hatte an ihm einen treuen Freund und Berater in allen innern und äußern Kümmernissen. Keine Sache war ihm zu unbedeutend und keine zu schwierig, kein Weg zu weit und kein Brief zu überlästig. Und er galt darnach! —

Die Schinznacher, welche von jeher ein Auge auf ihren tüchtigen Mitbürger gehabt hatten, hörten mit Freuden, daß die Bremgartner mit ihrem Pfarrer so überaus wohl zufrieden seien, und als im Jahre 1851 ihre eigene Pfarre durch Tod erledigt war, wußten sie, wohin sich wenden.

Doch Pfarrer Müri lehnte den Ruf rundweg ab. Er war sich der Schwierigkeiten des Wirkens in der Heimatgemeinde, wo ihn jedes Kind mit dem Dorfnamen nannte, wohl bewußt.

Die Schinznacher aber gaben nicht so leicht verspielt. Sie ließen nicht ab mit Bitten und Vorstellungen, bis ihrer Beharrlichkeit die Umstimmung des von so viel Anhänglichkeit gerührten Mitbürgers gelungen war. Im Oktober erfolgte die Wahl, damals noch durch den Regierungsrat, und Pfarrer Müri erklärte die Annahme.

Im Alter von 27 Jahren, im November 1851, ist Jakob Müri als Pfarrer in den Dienst seiner Gemeinde getreten, 78-jährig, am 11. Wintermonat 1900, hat er die Kanzel zum letzten Mal bestiegen.

Schinznach vor fünfzig Jahren! Da herrschten keine schönen Zustände. Die Ziegeldächer waren bald gezählt und in gar vielen Strohhütten wohnte die bittere Armut. Der Landbettel galt als ehrlicher Erwerbszweig, alljährliche Notstände als ein nicht zu beseitigendes Verhängnis. Wer dem heimischen Elend entronnen, anderswo sein Auskommen fand, schätzte sich glücklich und ließ die Schinznacher Schinznacher sein.

Und heute ist Schinznach eine der fortgeschrittensten Gemeinden des Bezirks. Heute sind die Strohdächer bald gezählt und von bitterer Not und frechem Bettel weiß man nichts mehr.

Stolz auf ihre Bezirksschule, auf ihr ganzes, geordnetes Gemeinwesen, verlieren Schinznachs Bürger auch in weiter Ferne, wohin sie ihr Unternehmungsgeist geführt hat, nicht mehr den Zusammenhang mit der trauten Heimat. Viel zu dieser glücklichen Veränderung trug der Geist der neuen Zeit bei, viel auch die gute Veranlagung der Bevölkerung, am meisten das entschlossene Wirken kräftiger Persönlichkeiten, welche in einer trüben, gedrückten Zeit das Zukunftsbild einer hellen, glücklichen im Herzen trugen. Der hervorragendste dieser tüchtigen Schinznacher war unstreitig Pfarrer Müri.

Von seinem Amtsnachfolger ist jüngst an anderer Stelle seine Tätigkeit als Reorganisator des Armenwesens eingehend geschildert worden.

Mit rührenden und erheiternden Zügen allein von diesem Arbeitsfeld des eigenartigen Mannes ließe sich ein ganzes Buch füllen. — Halt ein, geschichtenfrohe Feder!

Nur ein Punkt darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist Pfarrer Müri vorgeworfen worden, er sei bei Beseitigung des Bettler- und Landstreicherunwesens mit harter Gewalt bei der Hand gewesen. Die Wahrheit ist, daß der Eliasgeist des Reformators, der selbst aus einem wohlgeordneten Hauswesen stammte, für die Bettlerpoesie, wie sie ein Gottfried Keller zum Ausdruck bringt*), keinen Sinn hatte.

Wenn z. B. eine im Bezirk Aarau versorgte Person immer wieder in die mit allen Fasern ihres Herzens geliebte Heimat durchbrannte, hat er sie mit den landesüblichen Strafmitteln zur Vernunft zu bringen gesucht. Dabei ist nicht zu vergessen, daß er die Einzelheiten des Falles genau kannte und durch eine unzeitige Nachgiebigkeit sein ganzes Werk gefährden konnte. Besser, der Eifer überkam ihn, als die Schwäche. Aus Herzenshärte ist übrigens noch keiner ein Armenvater geworden. Auch er nicht!

Der gleiche „grausame“ Herr Pfarrer ist eines Abends bei einem Gang durch das Dorf einer bewährten Bettlerin begegnet, die mit ihrem Handkorb eilends vorbei zu kommen suchte.

*) Gedichte von Gottfried Keller: Der alte Bettler; der Taugenichts u. a.

„Was heischt im Chörbli inne, Marei?“ fragt der Herr Pfarrer. „Wenn Er's müeßte wüßse, hättis ine Latärne-n-ie to!“ war die schlagfertige Antwort unserer Marei. Sie wußte wohl, warum sie nicht Rede stehen wollte.

Und der „herzlose“ Herr Pfarrer hat die Marei mit ihrem Korbe ruhig heim gehen lassen und diese Geschichte bei Gelegenheit, behaglich lachend, weiter erzählt. Auch ein Elias kann mild sein.

Zielbewußter Strenge und herzlicher Anteilnahme am Schicksal jedes seiner Schüler verdankt auch der Schulmann Müri seine großen Erfolge. Auf allen Stufen und in allen Fächern hat er im Laufe der Jahre unterrichtet. Am liebsten und mit vollendeter Meisterschaft in den alten Sprachen. Er hat es wohl verdient, daß ihm die Regierung als besondere Ehrung das Bezirkslehrerpatent für alte Sprachen ausstellte. Seine Schüler durften sich hören lassen. Zwar hat er sie gewöhnlich aus einer Art mit Schalkhaftigkeit gemischter Bescheidenheit selber schlecht censiert, aber es ist dann nachher schon ausgekommen, unter welcher Zucht sie herangewachsen waren. Vom Hauptfehler so vieler Lehrer, die Begabten auf Kosten der weniger Begabten zu bevorzugen, wußte er sich ganz frei zu halten. Ihm waren Alle gleich lieb. Auch die Herkunft eines Schülers machte auf ihn gar keinen Eindruck. Manchem Muttersöhnchen, das sich nicht fügen wollte, hat er eins-zwei-drei das Köpflein zurecht gesetzt, „daß der Verstand durch das Hühnerhirn hinuntersickern konnte“.

Das Pfarrhaus zu Schinznach, in welchem seit dem Jahre 1861 nun auch die gute, ihren Ghewirt ganz verstehende Hausfrau waltete, wurde denn bald eine weit berühmte Bildungsstätte für geratene und ungeratene Zöglinge. Da genossen sie neben den öffentlichen Schulen die Landluft und Pfarrer Müris Privatunterricht, und die meisten von ihnen erstarkten bald körperlich und geistig und konnten den Wettstreit mit ihren Altersgenossen ohne Nachhilfe aufnehmen.

So erfolgreich diese Privattätigkeit war, sie wurde von Pfarrer Müri nie als Hauptsache betrachtet. Ein paar Privatstunden täglich, das ging bei ihm so nebenher. Er fand doch noch Zeit, in der Schule als Inspektor und Lehrer seinen ganzen

Mann zu stellen. Die Stellvertretungen, welche er im Laufe der Zeiten übernommen hat, machen einen Schuldienst von Jahren aus.

Sein Religionsunterricht war ebenso ernst als praktisch. Der Jugend fern liegende Stoffe, wie das Idyll der Ruth, wußte er bei aller Lehrhaftigkeit so poetisch auszugestalten, daß mancher seiner Schüler in spätern Jahren, wenn er die Geschichte in der Bibel las, voll Bedauern den Heiligenschein vermißte, mit welcher Pfarrer Müri's Vortragskunst den Ausbund einer wohl gesitteten Jungfrau umgeben hatte.

Die Bergpredigt, die Leidensgeschichte erzählte er so, daß seinen empfänglichen Hörern auf Lebenszeit eine klare und ins Einzelne gehende Vorstellung der handelnden Personen und der Örtlichkeiten eingeprägt blieb. Was er sagte, war interessant und dem Vorstellungskreise der Dorfjugend angemessen, darum kam Unachtsamkeit in seinem Unterricht kaum vor. Dem begeisterten und begeisternden Lehrer darf man es schon zu gute halten, daß er geneigt war, die ihm eingeräumte Zeit zu überschreiten und, gemahnt, sogar den „Harnischmannen“ (den Schlachtenhelden eines oberflächlichen Geschichtsunterrichts!) die schuldige Achtung versagte.

Den Höhepunkt seines Einflusses als Erzieher seiner Gemeinde bezeichnet die Gründung der Bezirksschule im Jahre 1873.

Um den von Pfarrer Müri lang gehegten und oft für unausführbar gehaltenen Gedanken schließlich zu verwirklichen, brauchte es eine Anzahl harter Köpfe. Wie schwierig der Kampf war, geht aus einem einzigen Zwischenfall zur Genüge hervor: als freiwillige Beiträge eingezogen werden sollten für die zu gründende Bildungsanstalt, hat ein wenig bildungsbedürftiger Hausvater zur Mistgabel gegriffen, anstatt zum Geldseckel. Pfarrer Müri bekam nicht den Verleider, aber einen roten Kopf und was er sagte, das war gehauen und gestochen.

In solchen Fällen war der sonst so vorsichtige Mann nicht wieder zu erkennen.

Ob schon der Vielbeschäftigte seit dem Neuenburgerhandel (1856), wo er als Feldprediger mit dabei war, kaum mehr über

sein Schinznach hinauskam, nahm er doch an den Zeitereignissen innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen regen Anteil.

Während Jahren trafen sich allwöchentlich an einem Dienstag Abend der Pfarrer, der Doktor, der Apotheker, der Gemeindefschreiber und ein weitgereister Mühlemacher (manchmal zu vorgerückter Stunde stellte sich auch der Kaminfeger noch vor als Staatsangestellter!) in der Eigengewächswirtschaft des Bezirksrichters Hermann bei einem Schoppen Schinznacher.

Da wurde das Andenken dahingegangener verdienter Mitbürger wach gehalten. Die Veteranen des Leists, der Bezirksrichter und der Pfarrer, erzählten von ihren ersten gemeinnützigen Erfolgen und Mißerfolgen unter Dr. Carl Amslers Mithülfe, erzählten, was die Großväter noch erzählt hatten.

Alle verfolgten sie mit Eifer die napoleonische Politik. Hatte doch der Bezirksrichter den Artilleriehauptmann Bonaparte persönlich gekannt! Im Jahre 1870, da plakten die Geister zuweilen hart aufeinander. Nur der Pfarrer und der Apotheker waren deutsch gesinnt, die andern alle glaubten an den höchsten Flug des napoleonischen Adlers.

Das deutsche Volkstum, dessen treuer Verfechter und Vertreter Pfarrer Müri immer gewesen ist, hat die Prüfung bestanden. Die verspotteten Dichter und Denker haben recht behalten mit ihren Träumen.

Und die große Zeit warf ihre Wogen auch in die stille Bucht des abgeschiedenen Dorfes. In der niedrigen Wirtsstube beim vielgeschmähten Politisieren haben die bedächtigen Leute den hohen Schwung bekommen, welcher eine Bezirksschule ins Leben rufen konnte.

Die unternehmungslustigen Siebzigerjahre brachten aber auch noch etwas anderes, ein Bataillon Bözbergbahnarbeiter ins Dorf, welche den patriarchalischen Zuständen ein Ende machten! —

Pfarrer Müri schickte sich schwer in die veränderte Lage der Dinge.

Während er früher mit witzigen Worten den Bildungsfirniß der „Welschlanddämchen“ abgekratzte hatte, konnte er sich jetzt über allerhand Modetorheiten über Gebühr kränken. Schon

wenn er „merci“ sagen hörte, statt „Danfigott“ gab es ihm einen Stich ins Herz.

Wenn die „Heidenfinder“ während des Gottesdienstes in der Nähe der Kirche Lärm verführt hatten, war etwa in frühern Jahren der Siegrist mit einem Wink zur Abhülfe aufgefordert worden und der gestrenge Herr Pfarrer hatte sich nicht verwundert, wenn auch die eigenen Rangen einmal hatten ausbrechen können.

Jetzt sah er in jedem ausgelassenen Bubenlärm eine ge-
flissentliche Mißachtung seiner Zucht und Lehre.

Die guten alten Freunde im Dorf, ein Dr. Kaser, ein Bezirksrichter Hermann, starben einer um den andern. Das nachbarliche Doktorhaus, in dem ein lieber Vetter und Schüler sich niedergelassen hatte, verwaiste gar zum zweiten Mal. Der Verkehr mit den auswärtigen Jugendgespanen litt unter der zunehmenden Unbeweglichkeit des Alters. Die Jungen waren in alle Welt zerstreut. Er selber, der spät beweibte, war ein ehrwürdiger Großvater geworden. — Da fühlte der Unermüdliche, daß der Feierabend herannahe. Er legte seine Ämter nieder, eines nach dem andern. Bezirksschulrat; Schulinspektor; Seminarinspektor; Erziehungsrat; Kirchenrat; Mitglied der Maturitätsprüfungskommission, der schweiz. Gesangbuchkommission — das alles war er jahrelang gewesen. Mochten andere in die Lücke treten. Er hatte das Recht, müde zu sein.

— — — Ein schneidender Wälderwind blies über die kahlen Felder, als mir, dem Erzähler dieser Erinnerungen, der greise Pfarrer Muri an einem Sonntag Abend zum Dorf hinaus das Geleite gab.

Die Nachfrage nach seiner wankenden Gesundheit hatte ihn wehmütig gestimmt.

„Ich bin eine Ruine geworden und das junge Grün überwuchert mich, auf daß ich verschwinde!“ Dem alten Schüler und Sohnesfreund gegenüber hielt er die Klage nicht zurück.

Da wurde ich warm. Dem gebeugten Manne den Dank zweier Generationen darzubringen, zählte ich rasch ein Duzend

ihm und mir vertrauter Namen her und sagte: die alle blicken zu Ihnen auf, als zu ihrem Vorbild, Lehrer und Freund, der sie gelehrt hat, die innere Genugthuung höher zu stellen, als den äußern Erfolg. Das Saatgut ist nicht verloren. Und dann, wie mancher Säemann, von dem wir nicht wissen, ist neben Ihnen hergeschritten!

Sie müssen dem Senfkorn nur Zeit lassen, bis es zum Baum geworden ist. — Und wenn es jetzt scheinen will, das Unkraut überwuchere den Weizen, der Wurm, der das Gehen verlernt hat, die tote Puppe bekommt Flügel über Nacht und wird ein glänzender Schmetterling.

Mein graulockiger Begleiter hörte mir lächelnd zu. Als ich schwieg, fragte er: „Ist das eine naturwissenschaftliche Überzeugung?“ „Ja!“ war meine Antwort.

Da bot er mir die Hand zum Abschied und sagte freudig: „Der alte Gott lebt noch!“

Wir haben uns nicht wiedergesehn. —

Er hat von seinem freudigen Glauben noch in mancher schönen Predigt, noch an manchem Krankenbett Zeugnis abgelegt. Es ist ihm vergönnt gewesen, noch sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu feiern.

Dann ist auch er aufs Schmerzenlager gesunken. Er hat gelitten, wie ein Held. —

Und als die Kirchenglocken zur Auffahrtspredigt läuteten, als ein Jüngerer an seiner Statt die traute Kirchentreppe emporstieg, da ist er, ohne Kampf entschlummernd, eingegangen in das Reich der Seligen.

Sein Andenken bleibt im Segen! —

